

*Über das Buch:*

Wolfgang Schäuble ist einer der wichtigsten und einflussreichsten Politiker Deutschlands: Bundestagsabgeordneter der CDU, später Innenminister, Finanzminister und jetzt Bundestagspräsident. Sein Intellekt, seine Disziplin und Loyalität sind auch beim politischen Gegner anerkannt. Hans Peter Schütz hat für seine umfassend aktualisierte und erweiterte Biografie mit Schäuble und dessen Familie gesprochen, Weggefährten und politische Gegner befragt. So schildert er nicht nur den Weg eines Jahrhundertpolitikers, sondern auch die weniger bekannte Seite des Menschen Schäuble.

*Über den Autor:*

Hans Peter Schütz (1939–2021) beobachtete seit Mitte der Siebzigerjahre den politischen Lebensweg Wolfgang Schäubles. Er berichtete für die *Stuttgarter Nachrichten* aus Bonn und arbeitete lange Jahre für den *Stern*, unter anderem als Leiter der politischen Redaktion in Berlin. Seit 2007 war er freier Autor und Kolumnist.

Hans Peter Schütz

# WOLFGANG SCHÄUBLE

Zwei Leben

Ein Porträt

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knauer zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



© 2012 Droemer Verlag  
© der erweiterten und überarbeiteten Taschenbuchausgabe  
2021 Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Covergestaltung: Gabi Braun  
Coverabbildung: Dominik Butzmann/laif  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30266-8

2 4 5 3 1

# Inhalt

Vorwort zur Taschenbuchausgabe .....	9
Einleitung	
»Ich konnte nicht verlangen, dass er sein Leben aufgibt« .....	17
1. Kapitel	
Zwischen zwei Leben: Das Attentat .....	21
2. Kapitel	
Paranoide Schizophrenie: Der Täter .....	30
3. Kapitel	
Der Vertrag: Arbeit am Krankenbett .....	40
4. Kapitel	
Leben mit dem Rollstuhl: Interview mit Ingeborg Schäuble .....	44
5. Kapitel	
Nach dem Attentat: »Voll politikfähig« .....	63
6. Kapitel	
Für Berlin! Schäuble dreht die Stimmung .....	73
7. Kapitel	
Kohls Wehner: Erstmals Fraktionsvorsitzender .....	83
8. Kapitel	
Die Familie: Interview mit Thomas Schäuble .....	91
9. Kapitel	
Kampfgruppe Kohl: Der Beginn einer Karriere .....	118
10. Kapitel	
Abkanzler: Starker Mann in der Fraktion .....	132
11. Kapitel	
Nebenzkanzler: Minister im Kanzleramt .....	152

**12. Kapitel**

Sisyphos: Nachfolger Helmut Kohls ..... 158

**13. Kapitel**

Vatermörderin: Merkels Putsch gegen Kohl ..... 171

**14. Kapitel**

Geldkoffer: Die Lüge seines Lebens ..... 177

**15. Kapitel**

Spendernamen: Das Ende einer Freundschaft ..... 190

**16. Kapitel**

Kohleones Hofstaat: Die Fraktion nach der Affäre ... 202

**17. Kapitel**

Beinahe Präsident: Als Kandidat missbraucht ..... 209

**18. Kapitel**

Beißhemmung: Schäuble und Lafontaine ..... 218

**19. Kapitel**

2010: Ein lausiges Jahr ..... 230

**20. Kapitel**

Fast ein Ehrenmufti: Deutsche Islam Konferenz ..... 242

**21. Kapitel**

Geldwäsche: Ein verpuffter Skandal ..... 258

**22. Kapitel**

Europäer: Schäubles Lebensthema ..... 268

**23. Kapitel**

Die »Schwertgosch« braucht er nicht:

Schäuble als Bundestagspräsident ..... 286

**24. Kapitel**Wolfgang Schäuble: Ein alemannischer Preuße –  
kein Sprachpolizist ..... 299**Anhang**

Zeittafel zu Wolfgang Schäubles Lebensweg ..... 313

Gesprächspartner ..... 325

Literatur .....	326
Anmerkungen .....	329
Bildnachweis .....	336



# Vorwort zur Taschenbuchausgabe

**W**olfgang Schäuble ist der absolute parlamentarische Rekordhalter der Bundesrepublik. Man kann auch sagen: Er ist das Urgestein der deutschen Politik. Denn der CDU-Mann ist der dienstälteste Abgeordnete in der deutschen Parlamentsgeschichte seit 1871. Schäuble übertrifft damit auch den SPD-Urvater August Bebel, der es insgesamt auf 44 Parlamentsjahre brachte.

Zum Ersten: Er macht Politik im Deutschen Bundestag, in dem er seit dem 19. November 1972 sitzt. Damals mit 53,2 Prozent der CDU-Stimmen im Wahlkreis Offenburg erstmals gewählt. In die Junge Union ist der am 18. September 1942 geborene Schäuble bereits 1961 eingetreten. In die CDU dann 1965. Zum Zweiten: Er war in dieser langen politischen Laufbahn nie einer, der jemals auf einer der vielen kommoden Hinterbänke der Politik herumdozte.

Nach den Anfangsjahren in den Ausschüssen für Sport und Bildung und der ersten Wiederwahl in seinem Wahlkreis mit 59,1 Prozent wurde er auf Vorschlag von Helmut Kohl 1981 zu einem der Parlamentarischen Geschäftsführer der CDU/CSU-Bundestagsfraktion gewählt. Nur ein Jahr später rückte er bereits zum Ersten Geschäftsführer der Unionsfraktion auf. Nach seiner dritten Bundestagswahl (1983: 62,4 Prozent) amtierte er ab 1984 als Chef des Kanzleramts mit »echtem« Ministerrang als engster Mitarbeiter von Kanzler Helmut Kohl. Er war mit der Federführung in der Deutschlandpolitik beauftragt, die er im Oktober 1990

mit der Wiedervereinigung abschloss. Und er war es, der entscheidend dazu im Bundestag beitrug, dass Berlin anstelle von Bonn wieder Bundeshauptstadt wurde.

Auch die weitere Karriere nach Kohl unter Kanzlerin Merkel ist eindrucksvoll. Außer als Kanzleramtsminister amtierte er bis heute: als Bundesinnenminister (2005–2009), als Bundesfinanzminister (2009–2017) und profilierte sich als Erfinder der »schwarzen Null«. Zum Bundestagspräsidenten, dem protokollarisch zweithöchsten Staatsamt, wurde er am 24. September 2017 gewählt.

Wenige Tage nach seinem 75. Geburtstag, aber vor der Bundestagswahl am 24. September 2017, beschloss Schäuble, »egal wie die Wahl ausgeht«, nicht mehr in der Regierung und Minister zu sein. Auf einer nachträglichen Geburtstagsfeier mit Freunden teilte er diesen vertraulich mit, »dass ich nicht mehr der Regierung angehören werde«. Es hätte nach seinen Worten dann aber sein können, dass die Wähler seine erneute Kandidatur für den Bundestag »als Wählertäuschung empfinden«. Daher habe er hinzugefügt: »Aber Bundestagspräsident könnte ich machen.« Es ist Zeit gewesen, sagt er heute dazu. Es sei zwar eine andere Rolle, »aber ich habe das nicht bereut, es ist auch gut so«. Das Amt des Bundestagspräsidenten »passt für einen 78-Jährigen einfach«.

Lange Zeit schien das Kanzleramt in die politische Karriere Schäubles, der ja nach 1998 auch zwei Jahre als CDU-Chef amtierte, solide einprogrammiert zu sein. Kanzler wurde er jedoch nicht, weil Helmut Kohl und Angela Merkel es gemeinsam mit der CSU trickreich und unfair verhinderten. Seine nach langem Zögern geplante Kandidatur fürs Amt des Bundespräsidenten als Nachfolger von Johannes Rau

scheiterte 2004 dann gleichermaßen an einer taktischen und politischen Intrige, die ebenfalls Angela Merkel inszenierte. Diese Tatsache wird von Schäuble bis heute nicht kommentiert.

Aber es war ein unfaires Manöver. Merkel rief ihn damals eines Tages an und wollte wissen, ob er denn nicht Bundespräsident werden wolle. Dies geschah, obwohl ihr bekannt war, dass er gar keinen persönlichen Ehrgeiz hatte, Nachfolger des damaligen Präsidenten Johannes Rau zu werden. Schäuble hatte ihr dies zuvor zwar schon mehrfach mitgeteilt. Aber er war auch der Ansicht, ein Deutscher könne eben nicht Nein sagen, wenn er offiziell gefragt werde, ob er sich für das höchste Staatsamt in die Pflicht nehmen lasse.

Dabei hatte Merkel, was sie Schäuble verschwieg, schon zuvor auch bei Horst Köhler angefragt, ob er denn als Präsidentschaftskandidat zur Verfügung stehe. Denn ihr war klar, dass der preußische Pflichtmensch Schäuble nicht halb so pflegeleicht sein würde wie ein Horst Köhler, der sich damals noch im Status eines Politikamateurs befand. Das ganze Manöver war ein politischer Handstreich, den der ehemalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker später einmal als »ein Bubenstück aus Mädchenhand«<sup>1</sup> bezeichnet hat.

Schäuble schluckte das Manöver, das Merkels egoistisches Handeln absicherte, weil seine Loyalität ihr gegenüber unerschütterlich war. Ebenso verlässlich, wie dies später auch in der Flüchtlingspolitik der Kanzlerin der Fall war. Denn Loyalität ist die zentrale Charaktereigenschaft des Politikers Schäuble. Er hat einmal über sich selbst gesagt: »Ich werde nicht bequem sein. Ich habe meinen eigenen Kopf. Aber ich bin loyal.«

Diese Loyalität bezieht sich zudem nicht auf Personen, sondern auf sein Amtsverständnis. Als der damalige CDU-Generalsekretär Heiner Geißler auf dem berüchtigten CDU-Parteitag in Bremen (1989) zum Sturz von Kanzler Kohl als CDU-Chef aufrief, erklärte Schäuble ihm auf die Frage, ob er mitmache, da mit Kohl doch die nächste Wahl garantiert verloren gehen würde: »Solange ich ein Amt habe, in das mich der Bundeskanzler berufen hat, werde ich nicht gegen ihn arbeiten. Oder intrigieren.« Er trat daher im Frühsommer 1998 konsequent vor Kohl hin und erklärte, mit ihm sei die nächste Wahl nicht zu gewinnen. Als Kohl widersprach, trennte sich Schäuble endgültig von ihm.

Von diesem ausgeprägten Loyalitäts-Bewusstsein hat dann auch die Kohl-Nachfolgerin Angela Merkel mehrfach machtpolitisch profitiert. Denn Schäuble agierte auch ihr gegenüber konsequent nach seiner persönlichen politischen Lebensdevise in Sachen Loyalität. Er und Merkel hatten sich 1990 kennengelernt. Da war sie noch Stellvertretende Regierungssprecherin der DDR, er schon der wichtigste Mann in Kohls Mannschaft. Trotz der langjährigen, engen politischen Partnerschaft siezen sich die beiden bis heute. Die Frage nach dem Grund beantworten sie lieber mit einem Lächeln als mit Worten. Dahinter steckt eine Distanz, die von beiden Seiten mit Bedacht getragen und gepflegt wird.

Männerfreundschaften sind in der Politik selten von längerem Bestand. Die Beziehung zwischen Merkel und Schäuble überstand dagegen auch schwerste Krisen. Schäuble selbst kommentiert sein Scheitern ihr gegenüber mit dem sehr badischen Satz: »s'kummt, wie's kummt.« Kritische Kommentare zu den Machtspielchen der Kanzlerin ihm gegenüber lehnt er bis heute strikt ab. Das klänge nach später

Revanche, nach rachelüsterner Illoyalität. Und er sei ja auch »nicht unglücklich« darüber, sagt er, nicht Kanzler oder Bundespräsident geworden zu sein – beides letztlich von Merkel verhindert. Sie war es schließlich auch, die ihn als CDU-Vorsitzenden stürzte, indem sie 1999 in der *FAZ*<sup>2</sup> in einem öffentlichen Brief als CDU-Generalsekretärin zum Sturz Kohls aufrief, denn der habe der Partei mit einer Spendenaffäre »Schaden zugefügt«. Dies allerdings, ohne den Fraktionsvorsitzenden Schäuble vorab informiert zu haben. Er verlor dadurch sein Parteiamt. Und alle Chancen, jemals auch Kanzler zu werden.

Merkel ihrerseits hat nur ein einziges Mal ein derartiges Loyalitätsbewusstsein Schäuble gegenüber bewiesen, als er 2010 wegen der Nachwirkungen seiner Operation nach dem Attentat immer wieder wegen offener Wunden am Steiß ausfällt und nicht sitzen kann. Weil die Wunden sich laufend von Neuem entzünden, bietet Schäuble Merkel knallhart seinen Rücktritt an: »Ich habe es nicht am Kopf, sondern am Hintern.« Merkel lehnte jedoch eine Diskussion über seinen zweimal angebotenen Rücktritt ab. Sie befand: »Ihren Rücktritt nehme ich nicht an.« Schäuble, der sich »hundeelend« fühlte, solle sich eine Auszeit nehmen, bis es ihm wieder besser gehe. Und sie sagte: »Ich finde das angesichts der Lebensleistung und der Lage des Betroffenen unangemessen.«

Die bitterste Erfahrung in seinem Leben jenseits der Loyalitätsfrage machte Schäuble allerdings am 12. Oktober 1990, als der Attentäter Dieter Kaufmann, an paranoider Schizophrenie erkrankt, in der Brauerei-Gaststätte »Bruder« im badischen Örtchen Oppenau dreimal von hinten aus zehn Zentimetern Entfernung auf ihn schießt. Zwei Kugeln tref-

fen Schäuble. Eine in den Rücken, die zweite zwischen Kinnwinkel und Ohrläppchen am Kopf. Die dritte verletzt einen seiner Leibwächter am Bauch. Schäuble war sich zwar noch in der Klinik darüber klar: »Dem Rollstuhl kann man nicht entkommen.« Die endgültige Entscheidung dafür, an seinem bisherigen politischen Leben festzuhalten, fiel damals aber bereits ein Jahr nach dem Attentat, in einem Gespräch zwischen Ingeborg Schäuble und ihrem Mann, das sie heute noch das schwerste ihres Lebens nennt. Da wagte die Frau, die ursprünglich ohne Politik leben wollen und sich in ihrer Jugend einen Professor oder Richter als Lebenspartner gewünscht hatte, die Frage, ob Schäuble sich denn ebenfalls ein Leben ohne Politik vorstellen könne. Diese Frage getraute sie sich ein Jahr nach dem Attentat nur, weil sie im Gegensatz zu ihrem Mann den Satz nicht vergessen hatte, den er ihr in den ersten Stunden nach seiner Einlieferung in die Klinik, bewegungsunfähig und den Rollstuhl bereits vor Augen, zugeflüstert hatte: »Warum habt ihr mich nicht sterben lassen?«<sup>3</sup>

Wolfgang Schäubles Antwort war absolut unmissverständlich: »Willst du wirklich, nachdem ich diese dramatische Veränderung in meinem Leben verkraften muss und die du auch aushalten musst, denn du musst mich ja ertragen, dass ich eine zweite dramatische Veränderung aushalten muss, nämlich ein Leben ohne Politik? Und willst du, dass ich in ein sehr zurückgezogenes Leben umsteige, mit der Gefahr, dass die Unzufriedenheit wächst? Wäre das gut für dich und deine Familie?« Die Botschaft an Ingeborg Schäuble war klar: Wenn Wolfgang Schäuble wegen der zu diesem Zeitpunkt bereits feststehenden Querschnittslähmung fortan der Politik entsagen müsste, dann würde seinem zweiten Leben nach dem Attentat der Lebenskern

fehlen. »Ich konnte nicht verlangen«, sagt sie im Rückblick auf dieses Gespräch, »dass er sein Leben aufgibt. Der Politik war er schließlich schon in den Tagen verbunden, als er noch ein Bub war.«<sup>4</sup> Bereits mit 19 Jahren sei er ja in die Junge Union eingetreten. Bis heute steht Ingeborg Schäuble unbeirrt zu der Entscheidung jener Tage, zumal die weitere rasante politische Karriere ihres Ehemanns und seine große Befriedigung, die er dabei erkennbar auch im Rollstuhl erlebt, sie vor der stets drohenden Gefahr bewahrte, »dass man in eine von Mitleid überlagerte Beziehung rutscht.«

Wolfgang Schäuble hatte sich zu diesem Zeitpunkt längst auf ein Leben unter dem Stress der Politik festgelegt. Und Ingeborg Schäuble blickte schon damals weit voraus. Zu lange war sie durch die Veränderungen, die durch das Attentat auch in ihrem eigenen Leben entstanden waren, selbst blockiert. Und sie fügt im Rückblick auf die einmalige politische Karriere ihres querschnittsgelähmten Mannes im Rollstuhl selbstbewusst hinzu: »Jedes Leben ist lebenswert. Für uns alle ist es ganz wichtig, dass er da ist.« Dann setzt sie noch einen Satz hinzu, dem Wolfgang Schäuble ganz gewiss niemals widersprechen wird: »Aber ich denke, auch für ihn ist das ganz schön.« So schön, dass er auch jetzt immer noch nicht an politischen Ruhestand denkt, sondern doch noch weitermacht, voraussichtlich im Amt des Bundestagspräsidenten, und damit weit länger im Bundestag sitzt als bisher jeder andere deutsche Politiker.

Und Ingeborg Schäuble ist sich in ihrer Prognose für die neue Amtszeit Wolfgang Schäubles ganz sicher: »Der ändert sich auf seine alten Tage nicht mehr.« Denn auch Schäuble

sieht in der Verlängerung seines Amtes eine Chance, seinem Lebensmotto treu zu bleiben: »Politik heißt vorangehen. Wenn die Welt sich ändert, müssen Politiker eine Antwort darauf finden.«

Einleitung

## »Ich konnte nicht verlangen, dass er sein Leben aufgibt«

**E**s war das schwerste Gespräch, das Wolfgang Schäuble und seine Frau Ingeborg je geführt haben. Er hatte nach jenem 12. Oktober 1990, dem Tag des Attentats, das ihn für die zweite Hälfte seines Lebens in den Rollstuhl gezwungen hat, mit unglaublicher Energie die dramatische Veränderung akzeptiert. Noch in der Universitätsklinik, in den Tagen, da er wegen seiner Verletzungen im Mundraum nicht richtig sprechen konnte, musste ihm – auf seine schriftliche Bitte hin – seine Frau die Berichte der Tageszeitungen aus den ostdeutschen Bundesländern vorlesen. Irgendeinen Wunderglauben, er könne jemals wieder aus der Gefangenschaft seiner Querschnittslähmung befreit werden, ließ er nie an sich heran. Ehe die Operationswunden auch nur halbwegs verheilt waren, stürzte er sich zurück ins politische Leben. Nur kein Mitleid zulassen, Selbstmitleid schon gleich gar nicht.

Ingeborg Schäuble tat sich mit dem gemeinsamen Schicksal viel, viel schwerer. In ihr Gedächtnis hatte sich der Satz tief eingebrannt, den ihr Mann irgendwann in den ersten Stunden nach der Einlieferung in die Klinik geflüstert hatte und an den er sich später nicht erinnerte, wohl auch nicht mehr erinnern wollte: »Warum habt ihr mich nicht sterben lassen?« In jener Zeit konnte auch er sich ein Leben im

Rollstuhl und in der Politik mit der Behinderung einer Querschnittslähmung nicht vorstellen.

Noch jahrelang hat Ingeborg Schäuble die Hoffnung nicht aufgegeben, die Mühsal des Rollstuhls lasse sich vielleicht doch noch eines Tages lindern. Sie musste mit ansehen, wie ihr Mann sich in der Bonner Politik ohne jede Rücksicht auf sich selbst wieder einspannen ließ. Sie kannte die Probleme genauer als seine politischen Weggefährten. »Ich habe gesehen, wie es ihm wirklich ging und welche Probleme da waren.« Und nächtelang saß sie zu Hause und schrieb Briefe an Menschen, die ihr immer wieder mitteilten: Mir ist auch so was passiert, und ich bin heute nicht mehr gelähmt.

Ingeborg Schäuble studierte die medizinische Fachpresse in der Hoffnung, dass sich irgendwo in der Wissenschaft neue Wege der Rehabilitation öffneten. Sie suchte – gegen den Widerstand ihres Mannes – Kontakte mit allen möglichen Experten. Doch das Einzige, bei dem er mitzog, waren Besuche bei einem Akupunkteur. Sie räumt heute offen ein: »Für mich innerlich uneingeschränkt ja zu sagen zu dieser Behinderung, das habe ich erst nach etwa fünf Jahren geschafft.« Da gab sie die Hoffnung auf, es ließe sich eine Verbesserung seines Zustandes erreichen, wenn er sich mehr Zeit für sich und seinen Körper nähme.

Dem Leben, von dem die Studentin Ingeborg Hensle geträumt hatte, ehe sie ihren Wolfgang im Studium kennenlernte, einem Leben mit einem Mann, der die Chance gehabt hätte, sehr viel zu Hause zu arbeiten, ist sie nie nahe gekommen. Doch nun blickt sie gelassen auf das beschwerliche Leben an der Seite eines Mannes im Rollstuhl zurück: »Jedes Leben ist lebenswert. Für uns alle ist es ganz wichtig,

dass er da ist. Aber ich denke, auch für ihn ist das ganz schön.« Der Satz von einst, den Ingeborg Schäuble oft zu ihm gesagt hat, »Mensch, komm, mach mal was anderes«, kommt ihr heute nicht mehr in den Sinn.

Journalisten, die Wolfgang Schäuble dieser Tage befragen, wie es denn politisch mit ihm weitergehen soll und ob er noch nach anderen Stationen Ausschau halte, müssen mit Antworten rechnen, wie sie so barsch nur einem Schäuble mit der badischen »Schwertgosch« einfallen können. Dem Magazin *Cicero* und dessen Autor Hartmut Palmer antwortete er im März 2012: »Wenn Sie keine gescheiteren Fragen haben, ist das fast Ihre letzte.« Und mit jenem Schäuble-Lächeln, das viele für zynisch halten, fügte er dann noch hinzu: »Die letzte Station ist der Friedhof.«



## 1. Kapitel

# Zwischen zwei Leben: Das Attentat

**F**reitag, 12. Oktober 1990, 22.04 Uhr in der Gaststätte »Brauerei Bruder« im badischen Oppenau bei Offenburg.

»Passt es neun Uhr früh? Geh'n wir doch erst mal raus hier«, sagt Wolfgang Schäuble zu mir, »dann können wir in Ruhe besprechen, was wir morgen machen.«

20 Sekunden später liegt er auf dem verschlissenen, schmutzigen Teppichboden des Gasthauses. Niedergestreckt durch zwei Revolverschüsse des 36-jährigen Dieter Kaufmann. Blut läuft aus Schäubles Mund und Nase. Eine Frau schreit: »Mein Gott, er darf nicht sterben! Er darf nicht sterben! Er muss durchkommen!«

»Ich kann meine Beine nicht mehr spüren«, flüstert Schäuble noch, ehe er das Bewusstsein verliert.

Ein bisschen joggen wollten wir am kommenden Samstagmorgen, dann vielleicht Tennis miteinander spielen und schließlich über Bonner Politik sprechen, zumal über die Rolle, die für Wolfgang Schäuble im nächsten Jahrzehnt darin vorgesehen ist.

Ein Porträt im *Stern* war geplant – Arbeitstitel: »Kohls Kronprinz«. Als ich ihm unsere Absicht vortrage, lacht er: »So ein Quatsch!« Aber ausgesehen hat Schäuble dabei so selbstbewusst, als sei da schon was dran. Schließlich hatten ihn soeben die Delegierten des ersten gesamtdeutschen CDU-Parteitag in Hamburg mit einer Ovation gefeiert

und ihn dann mit dem weitaus besten Ergebnis aller Bewerber in den Parteivorstand gewählt. Die CDU hat einen neuen Liebling. Und im Kanzleramt sagt einer, der weiß, was Helmut Kohl denkt: »Er ist der tüchtigste, der begabteste, energischste und intelligenteste Mitarbeiter des Kanzlers.«

Mein Kollege Cornelius Meffert sollte ihn fotografieren. Zusammen mit Ehefrau Ingeborg und den vier Kindern Christine, 19, Hans-Jörg, 16, Juliane, 14, und Nesthäkchen Anna, 9, im Haus der Familie am Hang hoch über dem Schwarzwaldstädtchen Gengenbach. Beim Sport, den er liebt und der viel zu kurz kam, seit die Probleme der deutschen Einheit den Bundesinnenminister 18 Stunden täglich auf Touren halten. Auch der Hund sollte ins Bild, den er auf seine in letzter Zeit seltenen ausgedehnten Wochenendwanderungen durch die Wälder seiner Heimat gerne mitnimmt.

Anderthalb Stunden redet der Wahlkämpfer Schäuble am Freitagabend in der »Brauerei Bruder«. Ein Heimspiel. Die Oppenauer mögen den Wahlkreisabgeordneten, der ihre Interessen seit 18 Jahren in Bonn vertritt. Und mächtig stolz sind sie darauf, dass der »Wolf«, wie viele ihn nennen, jetzt Minister und Helmut Kohls wichtigster Mann ist.

Der Bundesinnenminister ist müde. Tagsüber war er in Berlin von Termin zu Termin gehetzt, und auf dem Weg zum Flugplatz ist er mal wieder im Stau hängengeblieben. Die Wahlplakate im Gaststättensaal zeigen ein jüngeres Gesicht, als Cornelius Meffert es zu sehen bekommt, wenn er den Redner mit dem Teleobjektiv der Kamera zu sich heranholt. Noch sieht man Schäuble seine 48 Jahre zwar nicht an, aber über den Augen kerben sich erste Linien ein, und das straff gescheitelte Haar beginnt grau zu werden. Er hält

seine Standardrede, mit sehr viel weniger Polemik, als er bieten könnte. Denn er hat, wie hier die Leute respektvoll sagen, eine »Saugosch«, wenn er nur will. Den Kanzlerkandidaten der SPD, Oskar Lafontaine, allerdings nimmt er hart ran. Ihn hat Schäuble wenige Tage zuvor, in der Nacht der deutschen Einheit, vor dem Berliner Reichstag genau beobachtet. »Wenn einer Kanzler werden will, der beim Deutschlandlied die Lippen nicht einen Millimeter auseinanderbringt, dann ist er vielleicht doch nicht der richtige Kandidat für diese Zeit.«

Das Publikum, etwa 250 Menschen, ist begeistert. Der CDU-Ortsvorsitzende Gerd Hoferer dankt dem Redner mit einer Flasche Kirschwasser: »Möge das Wahlergebnis im Dezember so viele Prozent haben wie dieser Schnaps – nämlich 50.«

Bundesweit, kontert Schäuble, wäre ihm ein solches CDU-Ergebnis bei den ersten gesamtdeutschen Bundestagswahlen am 2. Dezember 1990 schon recht, im Wahlkreis allerdings zu mickrig. Er hat in Oppenau beim letzten Mal 67 Prozent der Erststimmen geholt.

Für Bärbel Doll, eine Bürgerin aus Oppenau, die in der Saalmitte sitzt, ist die Lafontaine-Kritik ein Stichwort. So ein Attentat, wie eine verrückte Frau es am 25. April 1990 gegen den SPD-Politiker verübt habe, sagt sie über den Tisch hinweg zu ihrer Freundin, wäre in ihrer Stadt unmöglich. »Das kann hier nicht passieren.«

Weiter hinten im Saal, am zweitletzten Tisch, sitzt ein mittelgroßer, dunkelhaariger Mann mit einer schwarzen Lederjacke. Den ganzen Abend hat er Schäuble ruhig zugehört. Martin Springmann, dem Ortsvorsteher der Schwarzwaldgemeinde Ibach, fällt an dem Fremden vor ihm nur eines auf: »Geklatscht hat er nicht, nur ab und zu

in den CDU-Prospekten geblättert, die er vor sich liegen hatte.«

Der Minister spricht am Schluss der Veranstaltung im Stehen noch ein paar Worte mit Parteifreunden und gibt Autogramme. Dann gehen wir zum Ausgang. Die Menschen bilden auf dem Weg zum hinteren Teil des Saals ein Spalier und klatschen freundlich. Zwei Schritte vor der Tür wartet rechts der Mann in der Lederjacke. Als Schäuble und sein dicht folgender hünenhafter Bodyguard Klaus-Dieter Michalsky ihn fast passiert haben, macht er eine schnelle Bewegung, schiebt den rechten Arm von oben zwischen Michalsky und Schäuble. Es knallt zweimal kurz hintereinander, hell und schmerzhaft laut, dann ein drittes Mal. Menschen fallen übereinander, reißen Bilder von der Wand, Glas scheppert. Ein dummer Scherz mit Knallkörpern, denken die Leute im Saal zunächst. Oder hat jemand die CDU-Luftballons im Eingang platzen lassen? Nur wenige erkennen die Situation. Sie verkriechen sich unter den Bierischen.

Olga Biess hat direkt am Ausgang auf Schäuble gewartet. Die Deutschrumänin, erst vor sechs Monaten nach Oppenau übergesiedelt, wollte ein Autogramm. Als sie sieht, was wirklich geschehen ist, ruft sie schrill: »Nein, nein, nein!«

Zwei Schritte weiter steht Christine Schäuble, die mit dem Vater nach der Veranstaltung nach Hause, hinüber in das nahe Gengenbach, fahren will. Jetzt begreift auch sie, dass es ihr Vater ist, der da auf dem Rücken in der Tür liegt. Sie schreit auf und will zu ihm. Sie hält den Vater für tot. Zwei Freunde aus dem »Team Schäuble«, einer Gruppe junger Leute, die für ihn Wahlkampf machen, halten sie zunächst zurück. Sie läuft dann doch nach draußen, wo zwei

Polizisten stehen, die gar nicht mitbekommen haben, dass im Saal geschossen worden ist. Christine ruft ihre Mutter an, sie möge doch sofort nach Oppenau kommen.

Es ist vier Minuten nach 22 Uhr. Aus einer Einschusswunde zwischen rechtem Ohrläppchen und Kinnwinkel sickert Blut über den Hemdkragen des Schwerverletzten. Böse sieht die Verletzung aus, tief, breit und blaurot. Hoferer und zwei Helfer wollen irgendetwas tun, aber sie wissen nicht, was. Dass es auf Leben und Tod steht, das sehen sie. Vorsichtig drehen sie schließlich Schäuble in Seitenlage, denn sein Mund ist voller Blut. Auf dem Rücken wird dabei eine zweite Einschusswunde sichtbar, umgeben von einer runden, grauen Schmauchspur.

»Holt doch endlich einen Arzt«, ruft einer. Verzweifelt versucht jemand mit einem Papiertaschentuch das Blut in Schäubles Gesicht abzutupfen. Es ist duster am Saalausgang. Eine Taschenlampe wird geholt. In ihrem Schein öffnet der Verletzte kurz die Augen. »Ich habe kein Gefühl mehr in den Beinen«, flüstert er. Nach zehn Minuten, einer Ewigkeit, kommt dann endlich der Oppenauer Bereitschaftsarzt Wolfgang Keller und spritzt ein Kreislaufmittel. »Schnell, schnell«, ruft er, »die sollen endlich eine Trage bringen.«

Drei Meter weiter rechts, im Durchgang zum Biertresen, liegen zur gleichen Zeit drei Männer auf dem Attentäter und pressen ihn platt auf die Erde. Im Liegen durchsuchen sie seine Taschen. Außer dem Revolver trägt er keine Waffen bei sich. Ein kleiner weißer Kamm. Eine verbeulte Blechschachtel für Zigarillos. Marke »Dannemann«. »Aua, aua«, jammert der Mann. »Halts Maul, du Sau«, schimpfen die Umstehenden. »Verdammt, hat hier denn keiner Handschellen.«

Klaus-Dieter Michalsky steht daneben. »Dass uns das passieren muss, oh, was für eine Scheiße«, stöhnt er und presst den Unterarm auf seinen Bauch. Sein Jackett ist dort dunkel gefärbt. »Ich habe einen Streifschuss«, sagt er leise mit kreidebleichem Gesicht. Er hat sich in den dritten Schuss geworfen und muss sich nun anhören, wie einer draußen im Saal laut kommentiert: »Die haben geschlafen, die Leibwächter!« Am Tag danach verteidigt sich die Polizei mit der Erklärung, es seien an diesem Abend die bei einem Politiker der höchsten Gefährdungsklasse wie einem Innenminister »üblichen« Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden. Allerdings: Leibesvisitationen der Zuhörer gehörten nicht dazu.

Es dauert und dauert, bis der Attentäter endlich abgeführt wird. Die Lederjacke hat man ihm heruntergerissen, ebenso die Hose. »Totschlagen sollte man dich!«, rufen ihm die Menschen hinterher, als zwei Polizisten den Mann im Laufschrift wegbringen.

Schäuble liegt immer noch in seinem Blut. Der Rettungswagen habe schon Oberkirch passiert, meldet jemand. Tröstlich ist das nicht. Noch zehn kurvenreiche Kilometer das Renchtal hinauf sind es von dort, weitere gut zehn Minuten. Genau eine halbe Stunde nachdem ihn die Kugeln getroffen haben, trägt man den Verletzten endlich in den Rettungswagen hinaus.

Stumm bleiben die Menschen zurück. Das war kein Attentat, wie sie es aus dem Fernsehen kennen, zuletzt zu sehen beim Anschlag auf Oskar Lafontaine. Das hier war live. Geknallt hat es, und Wolfgang Schäuble ist umgefallen. Die Blutlache ist immer noch da. Einer kann es nicht mehr sehen und deckt eine grüne Tischdecke drüber. Es gibt nichts mehr zu tun. »Nur zwei Leibwächter«, klagt einer

an. »Warum haben sie ihn nicht besser geschützt?« Bürgermeister Thomas Grieser atmet schwer und sagt: »Ausgerechnet bei uns. Ausgerechnet hier, wo er doch zu Hause ist.«

Wo waren die bei einer Veranstaltung mit einem so stark gefährdeten Politiker wie dem Bundesinnenminister »üblichen Sicherheitsvorkehrungen«? Im Saal selbst saß während Schäubles Rede nur ein einziger Polizist, Armin Schneider aus Oppenau, und der war privat gekommen. Zwei Ortspolizisten waren kurz nach dem Attentat nur deshalb vor Ort, weil sie auf Streifenfahrt zufällig an der »Brauerei Bruder« vorbeigefahren waren. Ehe die Spurensicherung ans Werk geht, vergehen zwei Stunden, obwohl bis dahin die Frage noch offen war, ob der Attentäter einen Helfershelfer hatte.

Die Wahrheit ist, dass überhaupt keine Vorkehrungen getroffen worden waren, weil die Polizei einfach nicht damit gerechnet hatte, es könnte – ausgerechnet – in Oppenau Schäuble etwas passieren.

Er selbst vermutlich auch nicht, denn rund um Gengenbach fühlte er sich sicher, selbst dann, wenn er mal – wie so oft – ohne Personenschutz unterwegs war. Am vorletzten Wochenende war Schäuble erst abends und viel später als angekündigt auf dem Löcherhansenhof eingetroffen, der hoch oben im Schwarzwälder Peterstal liegt. Er hatte sich im Wald verlaufen. »Hend Se denn koi Angst so ganz alloi?«, hat ihn der Bauer gefragt. »Man muss halt damit leben«, antwortete ihm Schäuble und bedankte sich freundlich für die Fürsorge.

Wir hatten in der Woche zuvor auf einer langen Autofahrt zu Wahlkampfterminen in der Nähe von Leipzig über die Schwierigkeit gesprochen, im politischen Spitzenamt

einen kleinen privaten Winkel für sich und die Familie zu retten. Schwer sei das schon, und er sehe auch ein, dass er nicht mehr wie früher am Samstagmorgen über den Gengenbacher Wochenmarkt schlendern könne. »Aber man muss den Menschen doch zeigen, dass ein Minister ein ganz normaler Mensch ist«, hatte er gesagt und sich bereits auf die drei Wochen Urlaub über Weihnachten gefreut.

Schäuble fährt seit Jahren nach Österreich, an den Arlberg. Den Sommerurlaub hat er fürs Ringen um den gesamtdeutschen Vertrag opfern müssen: »Eigentlich waren wir drei Wochen auf Sylt, doch davon habe ich zwei in Bonn und eine in Berlin zugebracht.« Jetzt fühlt er sich ausgelagt, wofür er sich nicht leiden kann, »man ist dann so schnell gereizt«.

Auf dem Rückflug von Leipzig nach Bonn kommen wir vom Hölzchen aufs Stöckchen, reden über dieses und jenes. Über den Fußball, dem der Bayern-München-Fan Schäuble jahrelang leidenschaftlich nachjagte, in der Bundestagself am liebsten als Rechtsaußen. Da konnte er sich den Ball weit vorlegen und dem Verteidiger zurufen: »Na, was ist, kommst du mit?« Flink und fit – damit hat er auch politisch Erfolg gehabt. Erst als Parlamentarischer Geschäftsführer der Unionsfraktion (1981), dann als Kanzleramtsminister (1984) und jetzt als Innenminister (seit April 1989). In Kohls Team spielt er längst den Libero, ohne den das Spiel nicht läuft. Ein Mann für alle Fälle.

Ein Mann auch für den Fraktionsvorsitz nach der Bundestagswahl 1990, anstelle von Alfred Dregger? »Da bin ich«, antwortet Wolfgang Schäuble, »ganz entspannt. Das warten wir mal ab.« Innenminister sei er gern, einerseits. Die Fraktionsarbeit als Parlamentarischer Geschäftsführer, andererseits, hat ihm auch immer Spaß gemacht.

Wir sprechen über das Terrorismusproblem und den vorangegangenen Autobombenanschlag auf seinen Staatssekretär Hans Neusel. Die Tat hat ihn daran erinnert, dass Gefährdete sich nie zu sicher fühlen dürfen. Da die Terroristen der Roten Armee Fraktion (RAF) jedoch jeden persönlichen Einsatz scheuten, halte er das Risiko in seinem Fall für beherrschbar. Dann zuckt er mit den Schultern und fügt hinzu: »Gegen einen Verrückten kannst du sowieso nichts machen.«

Drei Tage später ist das zu einer schrecklichen Gewissheit geworden. Als Fotograf Meffert nach dem Attentat in der Redaktion die Fotos sah, die er gemacht hatte, war er den Tränen nahe: »Ich kann es noch gar nicht fassen. Dass so was passiert, und ausgerechnet ich muss dabei sein.«